

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 15 (1925)

**Heft:** 21

**Artikel:** Der Rosenhof [Fortsetzung]

**Autor:** Wenger, Lisa

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641157>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sie Sternenwoche in Wort und Bild

Nr. 21  
XV. Jahrgang

Bern  
23. Mai 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

## Blauer Tag.

Von Hans Böhm.

So bist du wieder über mir,  
Du süßes Himmelsblau!  
Mich trägt's hinauf, ich schwimm in dir,  
Bis tauchend ich mich fast verlier  
In deinem tiefen Tau.  
  
Ich tauch in dich wie ohne Kleid,  
Bin wieder wie ein Kind;  
Mir ist wie außer Welt und Zeit,  
Wo nur die helle Seligkeit  
In blauen Wellen rinnt.

Ein weißes Wölklein wird und schwilkt,  
Und drüben eins zerfließt;  
O so vergehn, so lind und mild,  
Wie du Gebilde um Gebild  
Enthauchest und umschließt.  
  
Doch lebend bin ich tiefer dein,  
Da fühl ich dich und schau.  
So tauße du mich neu und rein  
Mit deinem lautern Himmelsschein,  
Du innig holdes Blau.

## Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 21

Zwischen Kaffee und Strüblì wurde erzählt, warum man gekommen. Mit großen Augen hörte Tante Meili von der Rückkehr Springers.

„Was wird doch der liebe Gott für eine Freude an ihm haben“, sagte sie glücklich. „Was, der hat sich so brav durch die Welt geschlagen? Und kommt heim und will nichts als hier sterben und seinen Kindern nahe sein? Und bettelt nicht um Geld? Ja, das ist aber schön.“ Tante Ursula und Susanna sahen sie mit großen Augen an.

„Findest du es immer noch schön, Maria, wenn ich dir sage, daß Springer bei dir leben und wohnen möchte?“ fragte Ursula. Sie haschte Abkürzungen bei Namen und nannte Tante Meili stets Maria.

„Will er das, der gute Mann?“ rief die alte Frau. „Natürlich kann er bei mir wohnen, wenn er das gern will. Ich liebe die Leute, die den Engeln Anlaß zum Jubilieren geben. Warum sollten wir hier unten nicht auch jubilieren? Ich wüßte nicht, warum nicht. Aber etwas möchte ich gern vorher wissen: Was will er betreiben? Kann er arbeiten? Müßiggänger tun mir so leid. Sie können nichts dafür, aber sie sündigen, nur weil sie nichts tun.“ —

„Er will sich Land kaufen und es bebauen. Er will Hühner halten und Bienen züchten und so“, sagte Susanna.

„Das ist herrlich“, rief Tante Meili. „Das ist gerade, was ich liebe. Menschen, die Freude an der Natur und an den Tieren haben, mag ich besonders gern. Köbi“,

schrie sie ihrem schwerhörigen Mann ins Ohr, „wir bekommen einen Haushoffen. Denk, er will Land kaufen. Und Bienen halten. Da könnt ihr euch zusammentun. Es ist Susannas Vater.“

„Schön, schön“, lächelte der Onkel. „Ich wüßte auch schon ein Plätzlein für ihn. Der Ober-Fluhbacher will sein Höflein verkaufen.“

Katrin kam herein und brachte eine neue Auslage Strüblì.

„Katrin, wir bekommen einen Gast!“ rief die Pfarrfrau ihrer Magd zu. „Was meinst du? Das weiße Zimmer gegen den Garten?“

„Ist in Ordnung. Kann er haben“, sagte die Katrin. „So weiß man doch, für wen man locht, wenn einer mehr da ist. Vielleicht hilft er mir im Garten.“

„Er ist ja Landwirt“, sagte Tante Meili stolz. „Er versteht es besser als wir.“ Ursula meinte, daß das gar nicht sicher sei. In Amerika lasse man die Körner einfach auf den Boden fallen, und sie würzten von selbst. Es brauche sich kein Mensch mehr darum zu kümmern. Da könne ein jeder Landwirt sein.

„Weiß nicht“, sagte die alte Tante. „Ich verstehe nichts von Amerika.“

Nach dem Kaffee bescherten sich die beiden Herren das Landwesen, das möglicherweise für Springer gepacht hätte, und sprachen vom Krieg und dem baldigen Frieden.

Die Frauen saßen zusammen in der großen, hellblau bemalten Wohnstube, der zu allen drei Fenstern Licht und Sonne hereinstrahlte.

An einem niedrigen, hölzernen Tisch saß dort auf einem hölzernen Stühlchen ein sonderbarer Geselle, halb Kind, halb Mann, mit nicht häzlichen, aber blöden und leblosen Gesichtsaugen, einem großen Kopf, dem die Haare bis tief in die Stirn wuchsen, und wulstigen Lippen. Er spielte Donino, das heißt, er legte die Steine wahllos nebeneinander und tippte mit dem plumpen Zeigfinger auf einen jeden.

„Spielst du, Rudi?“ fragte Tante Meili freundlich. „Sieh, wer da kommt. Liebe, liebe Frauen.“ Der Blöde nickte. Er sah Tante Ursula an und dann Susanna, stand auf und kam auf Susanna zu. Er hielt seine beiden Hände wie ein Fernrohr eine vor die andere und sah hindurch.

„Schön“, stammelte er. „Schön“, und tupfte Susanna auf die Wange. „Schöne Blume.“ Darauf streckte er die Zunge heraus und sagte zu Tante Ursula: „Alter Rosenstock“, ehe die erschrockene Tante Meili ihm die Hand vor den Mund legen konnte. Ein Klaps auf die Finger des Blöden ließen ihn vermuten, daß er etwas Ungehöriges getan, und er ging wieder an seinen Tisch, weinte vor sich hin und murmelte dazwischen sein „Schön, schön!“

„Sei ihm nicht böse, Ursula“, bat die alte Pfarrfrau. „Er weiß nicht recht, was er sagt.“

„Ich meine, er wisse es genau“, sagte spitz Ursula. „Dass ihr solche Menschen im Haus haben mögt, wie den Rudi und den Gigi Passavert, ich begreife es nicht. Ihr habt doch auch ohne sie gut zu leben.“

„Freilich, liebe Ursula, aber wer nimmt die armen Tröpfe in Pflege, es sei denn um des Geldes willen? Kein Mensch.“ Sie ging auf Rudi zu, streichelte ihm die Haare und sagte: „Mach' jetzt ein schönes Schloß mit deinen Steinen. Da kannst du darin wohnen.“

„Die schöne Frau auch“, sagte Rudi und schielte zu Susanna hinüber. Tante Meili mußte lachen.

„Nein, die gehört dir nicht. Die gehört der Tante Ursula, hörst du?“ Der Blöde nickte und sagte ganz leise vor sich hin: „Die schöne Frau muß kommen“, wohl zehnmal hintereinander.

Draußen im Garten ging der andere der beiden Verkürtzen, suchte unter dem Kies nach roten oder blauen oder grünen Steinen und brachte sie grinsend dem Gärtner, der den Rosen die Hüllen abnahm und Obstbäume beschneit. Gigi Passavert zappelte mit den Händen vor Vergnügen und schnitt sonderbare Gesichter.

„Nein, ich begreife euch doch nicht“, sagte Ursula, die vom Fenster aus dem jungen Menschen zugesehen.

„Du kannst dir denken, daß wir uns auf den Springer freuen, der seine fünf gesunden Sinne hat“, sagte Tante Meili strahlend.

„Ja so, Maria, das hätte ich beinahe vergessen“, rief Ursula. „Der Springer ist ja epileptisch. Er hat hier und da Anfälle.“

„Der Arme. Nein, der Arme.“ Tante Meili legte betrübt die Hände übereinander. „Das muß doch ein großer Schmerz für dich sein, Susanna, deinen Vater in den Klauen einer solchen Krankheit zu wissen. Möchtest du ihn

nicht selbst pflegen? Ich frage nur“, fügte sie erschrocken hinzu. „Denkt nicht, ich wolle ihn los sein.“

„Nein“, sagte Susanna, die immer aufrichtig war. „Ich möchte ihn nicht pflegen. Ich fürchte mich vor solchen Anfällen, und es graut mir deshalb vor ihm.“ Tante Meili strich ihr über die Wangen und sah ihr darauf in die Augen.

„Du bist jung, Susannchen, und es ist dir immer gar gut gegangen. Das Leben hilft einem, später milde und hilfsbereit zu werden.“ Sie strich langsam über ein Buch in Goldschnitt, das auf dem großen, runden, gebohnten Tisch lag, an dem die Frauen saßen. Susanna schwieg.

Der Blöde stand schon wieder hinter ihr und zog ihr ein langes Haar aus den dicken Locken, die ihr über die Schultern hingen. Er lachte lächernd und spielte dann mit der goldenen Kette und dem Medaillon, die Susanna um den Hals hingen.

„Rudi, jetzt gehörst du sofort und läßt die Frau sein“, sagte Tante Meili streng. „Du bist unartig.“ Der Trottel ging langsam durchs Zimmer, stellte sich hinter die offene Tür, die zum Eßzimmer führte, faltete die Hände und fing an zu murmeln: „Beten mußt du, Rudi Tormann; beten mußt du, Rudi Tormann; beten mußt du, Rudi Tormann“, daß es klang wie die Litanei eines Fakirs.

„Was sagt er?“ fragte Tante Ursula.

„Er meint zu beten“, flüsterte Tante Meili bekümmert. „Der Arme. Wenn er unartig war, tut er das immer. Es ist ein lämmlicher Reit von Gewissen.“ Sie stand wieder auf und nahm Rudi an der Hand. „Geh in den Garten, Rudel, geh zum Gigi und hilf ihm Steine suchen“. Gehorsam ging Rudi hinaus, und bald sah man ihn neben seinem Leidensgefährten sich bücken und laut lächen, wenn er einen glänzenden oder bunten Kiesel gefunden.

Der Abend verging rasch und angenehm. Die beiden Chepaare spielten Boston und gerieten dabei in solchen Eifer, daß Tante Ursulas Löckchen beständig zitterten und sie aufgeregt und ein wenig ärgerlich wurde, weil sie stets verlor. Tante Meili bekam rote Bäcklein, und Onkel Jakob freute sich darüber. Onkel Daniel war so angeregt, daß er nicht merkte, daß es halb zehn vorbei war, als er mit einem glänzenden Piccolo das Spiel schloß. Man begab sich zur Ruhe. —

Dienstbereit stand Katrin im Flur neben einem Tisch, auf dem drei brennende Kerzenstöcklein auf die Gäste warteten. Sie fragte ein jedes nach seinen besonderen Wünschen, bot Wärmläschchen an, heißes Wasser, Zuckerwasser, Orangensaft und Flanelljacken und machte Susanna herzlich lächen, als sie ihr lange, wollene Bettstrümpfe anbot, weil das Zimmer nach Norden gehe.

Nach Katrin kam Tante Meili mit vielen guten Wünschen, und der alte Onkel Jakob begleitete einen jeden in sein Schlafgemach, das heißt bis zur Tür.

„Schließt gut“, warnte er. „Der Rudi nimmt es nicht genau, läuft in den Zimmern umher und macht Spektakel.“

Susanna vergaß aber doch, den Riegel vorzuschlieben.

Sie lag lange wach und überlegte, was doch ein einziger Tag den Menschen bringen könnte, und wie alles gut und schlecht und wieder gut scheine in wenigen Stunden.

Sie war herzlich dankbar, daß ihr Vater hier so gut untergebracht werden sollte bei den lieben, lieben Pfarrers-

leuten, und daß sie, Susanna, dadurch keine Last mehr mit ihm habe. Das sagte sie sich freilich nicht deutlich, aber in dem hohen Grad von Dankbarkeit, die sie den Turnachern zu weihen gedachte, lag das Bekennen ihrer naiven Selbstfurcht.

Auf weißen, stolzen Rossen galoppierten ihr darauf die Gedanken an Jean vorüber, und sie zügelte sie, um lange bei ihnen verweilen zu können. Sie sah seine schwarzen Augen, seine weißen Zähne blitzen und fühlte die Küsse, die sie mit Hingabe, aber wie im Fieber erduldet hatte. Ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen galt, wie schon oft, seinem wunderschönen, vornehmen Namen, der sie von Anfang an bezaubert hatte.

Als sie am nächsten Morgen halb angezogen am Fenster stand und der Sonne zusah, wie sie langsam und noch mühsam und schlaftrunken sich über des Nachbars Scheunentor hob und in dem Brunnen sich spiegelte, in den die letzte von Onkel Jakobs Kühen ihre breite Schnauze tauchte, ging leise die Tür auf, und gebückt, vorsichtig wie ein Dieb, kam Rudi herein. Ehe sich Susanna von ihrem Erstaunen und ihrer Entrüstung erholt, war er auf sie zugesprungen, hatte ihren Hals mit beiden Händen umklammert und sie über das ganze Gesicht geküßt, dazwischen lachend und murmelnd: „Schöne Frau, schöne Frau.“

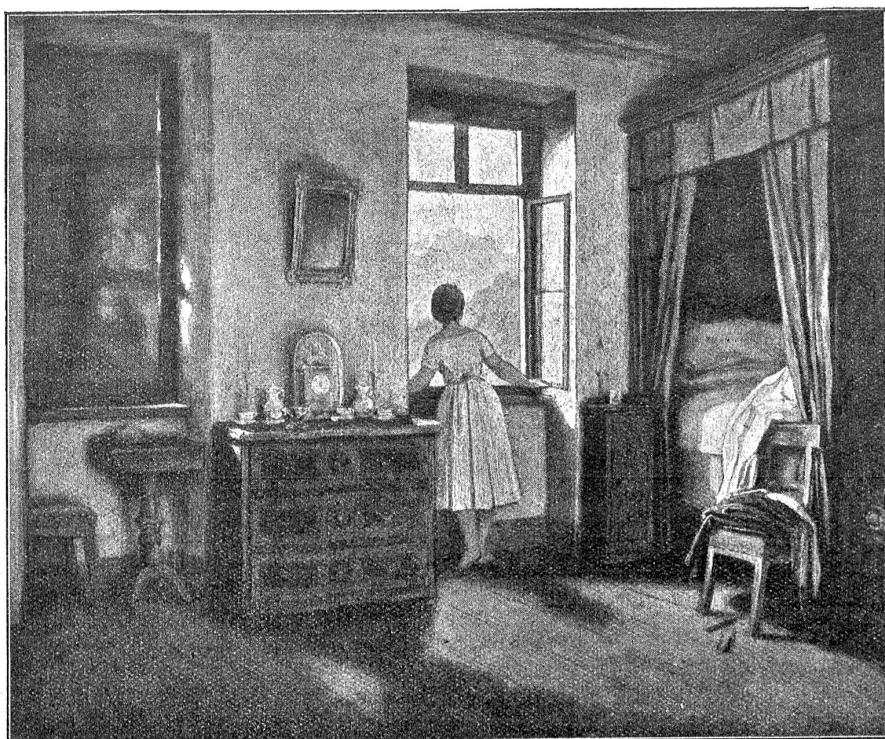
Als er die Hände von ihrem Hals löste, um die vor Schreck Wehrlose ganz zu umfangen, schrie sie endlich laut um Hilfe und war vor Ekel, Zorn und Schreck außer sich, als Katrin hereinstürzte, Rudi von Susanna wegriss und ihm eine Reihe tüchtiger Klappe gab. Sie zerrte ihn am Kragen aus der Stube und beorderte ihn ins Bett, was dem Blöden die größte Strafe war. Als Katrin ihm später sein Essen brachte, stand er in dem langen Hemd hinter der Tür und brummte wieder sein eintöniges: „Beten mußt du, Rudi Tormann; beten mußt du, beten mußt du“, vor sich hin.

Susanna weinte laut in ihrer Stube. Sie meinte immer noch, die ekelhaften Küsse des Schwachsinnigen auf ihrem Gesicht zu fühlen. Das Grauen schüttelte sie. Tante Meeli hatte lang an ihr herumzutrostern.

„Kindchen, Herzchen, er ist ein armer Mensch; gelt, du verzeihst ihm? Was weiß er davon, daß man schöne Mädchen nicht küssen darf, wenn es einem gelüstet?“ Susanna lächelte mitten in ihren Tränen. Die Tante war so rührend in ihrem Bestreben, den Pflegling zu entschuldigen.

„Es war so gräßlich, seine dicke Lippen in meinem Gesicht“, flagte sie. „Ich kann das nie mehr vergessen.“

„Ja, Schätzlein, das begreife ich. Du sollst ihm nicht mehr begegnen, solange du da bist. Und bald küsst dich ein anderer, die Tante Ursula hat mir so etwas anvertraut.“ Jetzt lachte Susanna. Aber dann schüttelte es sie wieder. Es war ihr, als hätten die tierischen Liebkosungen



Moritz von Schwind: Die Morgenstunde.

des Schwachsinnigen die Erinnerung an Jeans Zärtlichkeit verwischt und entweicht.

Nun kam auch Onkel Jakob zur Tür herein, um Susanna zu trösten und zu beruhigen. Und von dem Tage an schloß er die Stube Rudis alle Abende eigenhändig ab, möchte er daran rütteln, soviel er wollte, wenn schöne Mädchen im Haus waren.

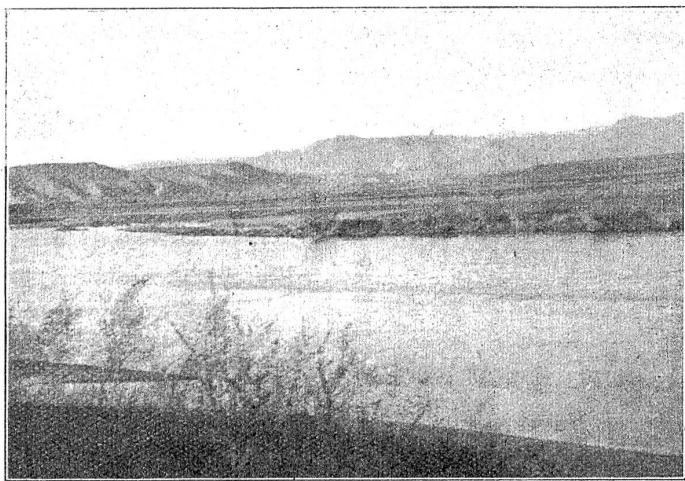
Am nächsten Morgen fiel über das Pfarrhaus von Turnach eine neue Überraschung her. Zur Wohnstubentür herein kamen, ohne auch nur anzuklopfen, damit die Freude recht gelinge, Anni und Klärchen aus Bergeln. Sie sprangen der Tante Meeli zärtlich an den Hals und blieben dann etwas verlegen vor Tante Ursula stehen. Anni wußte nicht, durfte sie oder sollte sie, durfte sie nicht oder sollte sie nicht die Tante vom Rosenhof ebenso warm begrüßen wie die andere. Endlich entschloß sie sich zu einem Händedruck und sagte: „Das ist aber schön, Tante Ursula, daß ich dich auch wieder einmal sehe.“

Ursula, die längst die Kinder von Bergeln gern wieder gesehen hätte, es aber nicht über sich brachte, sie von dem allgemeinen Bann, in den die Pfarrersleute getan waren, auszunehmen, begrüßte Anni herzlich und ebenso warm Klärchen, die sich neben Susanna gesetzt und ihre Hand in der ihren hielt.

„Springinsfeldchen, Springinsfeldchen“, sagte Onkel Jakob und nahm Annis Kopf zwischen seine beiden Hände. „Kommst du auch einmal, um deinen alten Paten zu besuchen?“

„Onkel, und wenn du erst wüßtest, warum ich komme“, jubelte Anni.

„Warum?“ riefen alle miteinander, Klärchen ausgenommen, die es wußte. Da schnellte Anni von ihrem Stühchen in die Höhe, stand da wie eine Valküre, schlug in die



Wardatal zwischen Koprilli und Gewgeli.

Hände und rief: „Warum? Weil ich mich verlobt habe und unmenschlich glücklich bin, darum.“

Die Überraschung war ihr vollkommen gelungen. Alle starnten sie an, und niemand wußte, mit welcher Frage er beginnen sollte. Endlich riefen wieder alle zusammen: „Mit wem denn?“

„Mit François — hört ihr, daß er heißt wie der Vater — mit François Léon Dupont, Docteur en Médecine, Marseille.“

„Bewahre“, rief Onkel Daniel, „das geht ja wie am Schnürchen. Ich gratuliere, kleine Doktorin. Und wo...“

„Bei uns daheim, in unserm eigenen, lieben herrlichen Hause habe ich ihn kennengelernt, er gehört doch zur Bourbaki-Armee und wohnt bei uns“, rief die kleine Heilsheherin, die des Onkels Frage erraten, ehe er sie ausgesprochen. „Und seine Eltern kommen bald, um mich kennenzulernen, sowie der Krieg zu Ende ist — Gott, wie kann ein Krieg so lange dauern — und Léon kann gleich heiraten, wenn Mamma es erlaubt, und ich komme nach Marseille, wo man um Weihnachten herum schon Blumenkohl hat, so hoch!“ Sie bückte sich, um anzudeuten, wie groß der Blumenkohl in Marseille um Weihnachten schon sei. „Gratuliert mir doch! Wünscht mir doch Glück, damit ich einen ganzen Berg davon bekomme. So hoch ist er schon.“ Und nun hob sie sich auf die Füßspitzen und deutete mit der Hand weit über ihren Kopf und ließ sich endlich von Tante Meeli absangen und küssen und dann von Tante Ursula bei den Schultern nehmen, die ihr sagte, daß sie noch reichlich kindisch sei für eine Doktorsfrau, und ließ Onkel Jakob ihre Wangen tätscheln und sich von Onkel Daniel ein Hochzeitsgeschenk versprechen, trotzdem. Damit meinte er den Familienzwist. Ach, was ging der Anni an? Was ging die ganze Welt sie an. Nichts, nichts, nichts! Für sie gab es nur einen François Léon und sonst niemanden auf Erden.

(Fortsetzung folgt.)

## Schöne Tage in Griechenland.

Bon G. V.

### I.

Die letzten Märztagen führten 150 schweizerische Lehrer und Lehrerinnen aller Schulstufen und etliche Zugewandte

nach dem mit Sehnsucht erwarteten Hellas. Unterwegs wurde Wien ein Besuch abgestattet. Ganz nach amerikanischer Art rasten wir im Auto in der Welstadt herum, den Führer stehend und gestikulierend unter uns, und so haben wir in zwei Stunden alles gesehen, vom Wurstel-Brater bis zum Schloß Schönbrunn! Dann durften wir weiterfahren und fanden nachts eine gute Mahlzeit mit einem feinen Tropfen und Nachlager im Hotel Royal im schönen Budapest, das uns besonders gut gefiel.

### Die Puszta.

Die Fahrt durch die Puszta am andern Tag war ein Ereignis. Mit welcher Freude weidete sich das Auge an der unendlich scheinenden Ebene. Man kann die Landschaft fast nicht genug in sich aussaugen und empfindet ein Wonnesgefühl. Welche Anziehung, obwohl die aus Lehm gebauten, weißgetünchten, mit Stroh, Schilf oder Ziegeln gedeckten, niedern, einstödigen, aus elliichen Hütten bestehenden Gehöfte ziemlich gleichmäßig über die Ebene gesät sind. Alle Vertiefungen liegen unter Wasser, und so entstehen kleine und größere seichte Seen, die im Sommer zur Grobzahl austrocknen. Viel Wasserflügel treibt sich auf diesen herum. Papa Storch, der Gast unserer vor Jahrzehnten noch nicht entkumpften Ebenen, ist zahlreich vertreten, was einem besonders findigen Mitfahrer die Kinderscharen in der Puszta erklärlich machte. Meister Aldebar läßt sich vom heranbrausenden Zug nicht stören; er fühlt sich Herr in seinem Revier und baut auf Kirchen und spärlich vorhandenen Bäumen sein Nest. Überall um die Hütten tummelt sich das emsige Volk der Hühner, begleitet von Enten, Gänsen und Truthühnern. Gelegentlich taucht ein Bierräderkarren auf, von Ungarischen gezogen, die galoppierend ihr Ziel erreichen. Schafherden mit hüpfenden Lämmchen, von Hirten in weißen Schaffellen gehütet, und Trupps unglaublich stark behaarter Schweine, von weitem wie Schafe anzusehen, sind häufig unsere Begleiter.

In der Puszta gibt es keine befestigten Straßen und selten Neder. Alles ist Weideland. Nicht umsonst tragen die Töchter elegante, bis zu den Knien reichende Stiefel. Zur Zeit der Schneeschmelze und starken Regens leisten diese gute Dienste.

Nach und nach verändert sich das Aussehen der Landschaft. In Maria Theresiopol, der ersten jugoslavischen Station, gibt es einen längeren Halt. Die Stadt, etwas abseits der Bahnhlinie, ist von Obstbäumen und Reben umgeben, und bald führt der Zug durch ein Getreideland, soweit das Auge sieht. Wir sind im heizumstrittenen, fruchtbaren, ehemals ungarischen Gebiet. Gewaltige Stroh- und Maishaufen kennzeichnen die Ebene. Stiere im Joch, aber auch Traktoren ziehen den Pflug durch den leichten Boden für die Frühlingssaaten: Mais, Hafer und Gerste.

### Morawa- und Wardatal.

Morgen des 31. März. Von drei sich folgenden Nächten sind zwei im gutbesetzten Coupé II. Klasse durchschlafen. 5 1/4 Uhr stehen viele Reisegefährten an den offenen Wagenfenstern und bewundern das obere breite Morawatal mit den zahlreichen, in blühende Zweijährigenbäume gehüllten, aus Lehmhütten bestehenden Dörfern. Ein kleiner Vorraum, von zwei Säulen getragen, schmückt den Eingang der einstödigen Wohnstätten, gedeckt mit Schilf oder runden Ziegeln, wie sie schon die Römer verwendeten. Die fleißigen Bewohner arbeiten auf den Feldern, die Füße mit Leinwand umwickelt. Diese Fußbekleidung ist auch in Nisch und Ueskü zu sehen. Nur besser Situierte tragen Schuhe, viele, auch Frauen, gehen barfuß. Auch die Kleider jehen vielfach sehr mitgenommen aus. Stiere im Joch, kleine Pferde und Esel ziehen die Holzpfüge, wie sie bei uns vor mehr als 50 Jahren gebräuchlich waren. Der furchterliche Krieg hat die Leute arm gemacht. Verstörte Eisenbahn-